

Hartmut Schmidt (Mannheim)

Karl Philipp Moritz über Sprache, Hochdeutsch, Berliner Umgangssprache und märkischen Dialekt

1. Einleitende Bemerkungen

Karl Philipp Moritz hat die Zielrichtung seiner Beschäftigung mit Sprache und Sprachen mehrfach benannt. Sein eigentliches Interesse auf diesem Gebiet galt nicht der Grammatik oder der Lexik, auch nicht der Dialektologie, nicht einmal so sehr der Spracherziehung, sondern einer in Psychologie und Anthropologie eingebundenen linguistischen Prinzipienlehre:

Blos deswegen seine Muttersprache näher kennen zu lernen, um sich in derselben richtig ausdrücken zu können, hieße die Kenntnis derselben zu tief herab setzen. [...] die Sprachlehre hat einen höhern Endzweck: sie soll uns die geheimen Fugen auseinander legen, wodurch das Gebäude unsrer Sprache sich ineinander schließt; sie soll uns aufmerksam machen, auf den Gang unsrer Gedanken [...] und uns die Sprache als die erste Quelle aller menschlichen Wissenschaften kennen lehren,

so lesen wir es in der Sprachlehre von 1782.¹ Und auf der ersten Seite des ersten Bandes des »Magazins zur Erfahrungsseelenkunde« heißt es 1783:

Aber wie kann ich den ganzen übrigen Theil meines Lebens besser nutzen, als wenn ich ihn, neben der thätigen Ausübung meiner Pflicht, zur Erforschung und Betrachtung desjenigen anwende, was mir und meinen Mitgeschöpften gerade am wichtigsten ist? Und was ist dem Menschen wichtiger, als der Mensch? Diesem vortrefflichen Studium will ich daher meine Zeit und meine Kräfte widmen, und in Rücksicht auf dasselbe will ich studieren, lesen, beobachten, denken und leben.²

In diesen Zusammenhang der Wissenschaft vom Menschen gehört die Untersuchung der Sprache:

Um die Natur und das Wesen unserer *innern vorstellenden Kraft* zu erforschen, ist wohl die Aufmerksamkeit auf dasjenige, wodurch sich diese vorstellende Kraft vorzüglich äußert, oder die Aufmerksamkeit auf die *Sprache in psychologischer Rücksicht* eines der ersten Mittel. Die Sprache mit ihrem ganzen Bau ist ein getreuer Abdruck unsrer vorstellenden Kraft, so wie diese wieder ein Abdruck der sie umgebenden Welt ist.³

Die Einbindung des neuen Sprachinteresses in eine neue »Wissenschaft vom Menschen« wird wenig später durch Wilhelm von Humboldt bestätigt:

¹ Karl Philipp Moritz: Deutsche Sprachlehre für die Damen. In Briefen. Berlin 1782, S. 7f. (im folgenden zitiert: »Sprachlehre«).

² MzE, Bd. 1, S. 1 (Neudruck von P. u. U. Nettelbeck, 1986).

³ Ebd., Bd. 4, S. 38.

»Denn das Sprachstudium . . . ordnet sich . . . dem höchsten und allgemeinen Zweck . . . unter, dem Zweck, daß die Menschheit sich klar werde über sich selbst.«⁴ Es ist kein Einzelfall, daß Humboldtsche Leitideen in Moritztexten vorgeformt erscheinen, daß sie diese gleichsam umspielen, variieren oder präzisieren. Der sich anbietende Vergleich Moritzscher Einsichten und Formulierungen mit solchen Wilhelm vom Humboldts ist noch nicht geleistet worden. Der Wunsch, das nachzuholen, liegt nahe, zumal wenn man die frühen direkten Berliner Kontakte und die weiterwirkenden Anregungen bedenkt, die sich aus Moritzens Italienaufenthalt als Hausgenosse Goethes und aus Goethes Verhältnis zu Humboldt ergaben.⁵ Hier soll eher beiläufig auf Gedanken des früh verstorbenen Moritz aufmerksam gemacht werden, die bei Humboldt anklingen. Natürlich ist einzuräumen, daß beide als Sprachforscher auch unabhängig voneinander am Sprachdenken der Epoche Anteil hatten. Moritz hat allerdings trotz seiner tiefer gehenden Interessen zunächst vor allem als Sprachlehrer gewirkt: Der Englandreisende sollte Englisch lernen, der Italienreisende Italienisch, der Berliner Hochdeutsch. Humboldt hatte solche Wirkungsabsichten nie. Als Moritz mit 36 Jahren starb, blieb seine Sprachphilosophie ein unerfüllter Traum. Trotzdem deutet die Fülle sprachphilosophischer Nebenbemerkungen in seinen gedruckten Werken einen Zusammenhang an, der gelegentlich frappierend wirkt.

2. Sprache

Wer im Studium der Sprache ›in psychologischer Rücksicht‹ das wichtigste Mittel zur Entschlüsselung der ›inneren vorstellenden Kraft‹ des Menschen, seines aktiven Ich-Gefühls und seiner kognitiven Potenz, sah, mußte die Vorstellung vom bloßen ›Werkzeug‹ Sprache als ungenügend empfinden. Moritz sagte das so:

Freilich kann es uns auf den ersten Blick beinahe scheinen, als ob die Sprache bloß Werkzeug wäre; allein man siehet doch leicht, daß sie sich zu den Werken des Geistes, welche darinn hervorgebracht sind, ohnmöglich so verhalten könne, wie der Pinsel zu dem Gemälde.⁶

Humboldt nimmt die Kritik an der Werkzeugmetapher, die er sonst durchaus auch selbst gebraucht, auf, weil er scheinbar nationale Charakterzüge aus Spracheigenschaften ableiten möchte:

⁴ Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Bd. 1–4, Berlin 1960–1964, Bd. 5, Darmstadt 1981. Zit. Bd. 3, S. 115: »Über den Dualismus« (1827).

⁵ Vgl. Hartmut Schmidt: Karl Philipp Moritz der Linguist. In: Text + Kritik Heft 118/119, Jg. 1993, S. 101.

⁶ Sprachlehre, S. 11.

Es gibt noch immer, und nicht wenige Menschen, welche, die Sprache doch mehr für ein . . . in sich gleichgültiges Werkzeug haltend, alles, was man von ihrem Charakter behauptet, dem Charakter der Nation beilegen.⁷

Moritz beschäftigte wie später Humboldt das Verhältnis von Denken und Sprechen. »Der Gedanke bildete sich zum Worte, und das Wort selber war der Gedanke; und durch das Wort ward das Band der Menschheit fest geknüpft.«⁸ Humboldt gibt dieser Einsicht, die bei Moritz noch wie in der Tradition und Stillage des Johannesevangeliums gefaßt erscheint, ihre klassische Formulierung: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens.«⁹

Moritz ist überzeugt vom zwar verborgenen, aber sinnvoll geordneten Zusammenhang der Sprache und des Denkens:

. . . in der Sprache, glaub' ich, muß man so wenig wie möglich auf die Rechnung des Zufalls schreiben, weil sonst alles Denken über dieselbe bald aufhören würde; und dieses Denken über die Sprache ist doch eigentlich der nächste Weg, in die innere Natur unsrer Gedanken tiefer einzudringen.¹⁰

Er glaubt, daß jede Sprache »Abdruck der menschlichen Seele« sei. Diesen Abdruck erkennen wir im »innern Bau« der Sprache, am leichtesten im innern Bau unserer Muttersprache, da wir mit ihr am vertrautesten sind.¹¹ Auch in der dezidierten Suche nach dem »Inneren der Sprache« geht Moritz Humboldt voran.¹² Er leitet seine Leser an, »in das Innre und Wesentliche der Sprache tiefer einzudringen«,¹³ dort finden sie dann »die Seele der ganzen Sprache«,¹⁴ das Verb. Und solche Spaziergänge in die Tiefe befördern die Sprachbeherrschung: »Je mehr wir aber das Innere unsrer Sprache kennen lernen, desto fester und richtiger wird auch unser Ausdruck werden.«¹⁵ Bereits in den Schriften des Jahres 1781 gebraucht Moritz in intensiver Weise das Grundvokabular der sich um die Jahrhundertwende stabilisierenden und von nun an über Jahrzehnte an Humboldt orientierten neuen

⁷ W. v. Humboldt, a. a. O.: Zit. Bd. 3, S. 30: »Über den Einfluß des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung«. Vgl. S. 33, 462, 655, 674.

⁸ Sprachlehre, S. 16.

⁹ W. v. Humboldt, a. a. O.: Zit. Bd. 3, S. 191: »Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues«. (1827–1829). Ebenso S. 426.

¹⁰ Karl Philipp Moritz: Zusätze zu den Briefen vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's. Berlin 1781, S. 8 (Im folgenden: »Zusätze«).

¹¹ Sprachlehre, S. 9. Zur Metaphorik des »Innern« vgl. Hartmut Schmidt: Die lebendige Sprache. Zur Entstehung des Organismuskonzepts. Berlin 1986 (LS/ZISW A 151); ders., Sprachauffassung und Lebensmetaphorik im Umkreis von Friedrich Schlegel, Jacob Grimm und Alexander von Humboldt. In: Language and Earth. Hrsg. von Bernd Naumann, Frans Plank, Gottfried Hofbauer. Amsterdam/Philadelphia 1991, S. 1–27.

¹² Karl Philipp Moritz: Vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's. Berlin 1781, S. 5. (im folgenden: »Vom Unterschiede«).

¹³ Ebd., S. 23.

¹⁴ Ebd., S. 22.

¹⁵ Ebd., S. 9f.

Sprachauffassung. Er will »den innern Bau der Rede zeigen«¹⁶ und »den innern Gehalt der Worte wägen«;¹⁷ er will »die geheimen Beziehungen der Wörter untereinander enträthseln«,¹⁸ um »dem geheimnißvollen Spiele unsrer Ideen . . . nachzuspähen«. ¹⁹ Hierfür genügt die »gewöhnliche Grammatik« nicht, denn »die gewöhnliche Grammatik der Sprache verhält sich wie der Uhrschlüssel zur Uhr. Wir können uns derselben wohl bedienen, um den nothwendigsten Gebrauch der Sprache, aber nicht, um ihren innern Bau und ihre geheimen Triebräder kennen zu lernen.«²⁰ Das Bild vom Uhrwerk und den Triebrädern gehört noch in die mechanistische Metaphorik des Rationalismus. Die Vorstellung vom geheimnisvollen Innern, dessen Entschlüsselung zwar reizt, aber unsicher bleibt, zählt dagegen zu den Grundideen der Folgezeit.

Wie die Anhänger der philosophischen und Universalgrammatik glaubt Moritz an die Existenz wesentlicher, in der Natur der Sprache liegender allgemeiner Eigenschaften.²¹ Die Unterschiede der Sprachen versucht er seinen Lesern durch kontrastive Vergleiche des Deutschen mit ausgewählten Fremdsprachen zu verdeutlichen.²² Als einer der ersten arbeitet er intensiv mit ungrammatischen Beispielsätzen,²³ aus deren Interpretation der Leser den regelgerechten Sprachgebrauch erkennen soll. Neuartig ist auch seine Technik, syntaktische Abhängigkeitsschemata durch sich verzweigende Linien abzubilden, also eine Vorstufe von Baumgraphen zu entwickeln.²⁴

Moritz ist überzeugt, daß komplexe und einfache »Reden« nach gleichen Prinzipien aufgebaut sind.²⁵ Er weiß, daß nicht Wörter, sondern die Kombination der Wörter im Satz »Sprache« ergibt: »Einzelne Wörter sind nicht Sprache, sondern der mögliche Zusammenhang zwischen den einzelnen Wörtern ist Sprache«;²⁶ Humboldt sagt es später so: »Die Sprache liegt nur in der verbundenen Rede, Grammatik und Wörterbuch sind kaum ihrem toden Gerippe vergleichbar.«²⁷ Und wieder Humboldt danken wir die

¹⁶ Ebd., S. 40.

¹⁷ Ders.: Über den märkischen Dialekt. Berlin 1781, S. 11 (im folgenden: »Märk. Dialekt«); vgl. Vom Unterschiede, S. 23 sowie Zusätze, S. 8, 65, 77 (»innere Natur«).

¹⁸ Vom Unterschiede, S. 23.

¹⁹ A. a. O.

²⁰ Ebd., S. 23f.

²¹ Ebd., S. 40.

²² Z. B. in ders.: »Anhang zu den Briefen vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's«. Berlin 1781, S. 15, 20, 24 (im folgenden »Anhang«). Systematischer in den Arbeiten zum Englischen und Italienischen, vgl. Hartmut Schmidt: Karl Philipp Moritz, der Linguist, S. 102.

²³ Z. B. mehrfach in der »Sprachlehre«, S. 352–361.

²⁴ So z. B. in »Vom Unterschiede«, S. 30, 33, 36f., 39, 46f.

²⁵ Sprachlehre, S. 298f.

²⁶ Sprachlehre, S. 267.

²⁷ W. v. Humboldt, a. a. O., Bd. 3, S. 186.

klassische Form der Einsicht, daß der ›Inbegriff alles Denkbaren‹ von der Sprache mit einer bestimmbaren Menge sprachlicher Mittel bewältigt werden müsse: »Sie muß daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken- und Spracherzeugenden Kraft.«²⁸ Aber auch diesem Gedanken konnte Humboldt, musikalisch eingekleidet, in Berlin schon bei Moritz begegnen:

Wenn Sie ein neues Stück auf dem Klaviere spielen, so greifen Sie dazu immer eben dieselben Töne ..., aber Sie setzen sie ... beständig auf eine andre Weise in Verbindung. So ist es auch mit jeder neuen Erzählung: wir nehmen immer eben dieselben Worte dazu, die wir schon zu tausend andern Erzählungen gebraucht haben.²⁹

3. Hochdeutsch, Berliner Umgangssprache und Dialekt

Karl Philipp Moritz steht am Beginn der neueren wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Märkischen, dem Berlinischen und ihrem Verhältnis zur Hochsprache. Obwohl seine Publikationen über die Besonderheiten des Märkischen und des Berlinischen am Anfang seiner Beschäftigung mit pädagogischen, linguistischen, ästhetischen und psychologischen Themen und Problemen lagen und obwohl sich seine einschlägigen Überzeugungen erst im Laufe der 80er Jahre voll ausbildeten, sind doch auch diese frühen Sprachschriften schon auffällig geprägt durch neuartige Anschauungen, die in einer modernen Metaphorik Ausdruck suchen.

Die Schriften Moritzens über das Märkische, das Berlinische und ihr Verhältnis zum Hochdeutschen sind 1781 erschienen und wurden noch im gleichen Jahr in den »Kleine[n] Schriften die deutsche Sprache betreffend« zusammengefaßt. Später kommt er auf dies Thema nur gelegentlich zurück. Die einschlägigen Texte sind:

- (1) die Untersuchung »Vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's oder des *mich* und *mir*, *sie* und *ihnen*, u.s.w. für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen«;
- (2) der »Anhang zu den Briefen vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's worinn der Unterschied zwischen *für* und *vor* erklärt, und die Ursache gezeigt wird, warum *durch* und *für* immer den Akkusativ, und *von*, *mit*, *aus*, *nach* und *zu*, beständig den Dativ nach sich haben. Nebst einer Erklärung von der wahren Beschaffenheit des Genitiv's, und einem *Vorschlage*, die alten Benennungen *Nominativ*, *Genitiv*, u.s.w. mit zweckmäßiger zu vertauschen«;
- (3) die »Zusätze zu den Briefen vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's«. (Dies ist der umfangreichste Teiltext. Er behandelt Verben mit

²⁸ Ebd., Bd. 3, S. 477.

²⁹ Sprachlehre, S. 33. Die Stelle geht auch auf die Kombination von Vorstellungen und von Buchstaben zu Wörtern ein.

doppeltem Akkusativ, Verben mit bloßem Dativobjekt, die Rektion der unpersönlichen Verben, den Gebrauch der Präpositionen *um, ohne, wider, gegen, gegenüber, entgegen, außer, nebst* und *seit*, den Akkusativ der Zeit und des Raumes und nochmals die Präposition *für*);

(4) die Arbeit »Ueber den märkischen Dialekt«. (Der erste Brief befaßt sich mit dem Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache, der zweite mit märkisch-berlinischen Aussprachemerkmalen);

(5) die »Anweisung, die gewöhnlichsten Fehler, im Reden, zu verbessern, nebst einigen Gesprächen . . . Als das zweite Stück zu der Abhandlung über den märkischen Dialekt«.

Nur die zwei letzten Texte des Jahres 1781 führen den »märkischen Dialekt« im Titel oder im Untertitel. Und doch scheint es das Erleben der Sprache der preußischen Hauptstadt gewesen zu sein, das den Niedersachsen Karl Philipp Moritz zum Nachdenken über Sprache, Sprechweisen, Dialekte, Muttersprache und Schriftsprache in besonderem Maße angetrieben hat. Die auffälligste Eigenheit des ins Märkische eingebetteten Berlinischen bildete das Hauptthema der Frühschriften: die von der Schriftsprache abweichende Kasuswahl, die Unsicherheiten der Entscheidung zwischen Dativ- und Akkusativformen. Dazu traten die wichtigen Ausspracheunterschiede, die Moritz auch im Zusammenhang der »Deutschen Rechtschreibung« von 1784 noch einmal aufgriff.³⁰

Bei der Behandlung der dialektalen Abweichungen gelangt Moritz zu der Einsicht, daß das Grundverhältnis von Schriftsprache und Mundart zu klären sei. Denn eine Abwertung der Dialektformen in der gesprochenen Schriftsprache verlangt zunächst einmal eine Entscheidung darüber, ob diese Formen an anderer Stelle ein nicht zu bezweifelndes Existenzrecht hätten. Diesem Problem widmete Moritz den ganzen ersten Brief über den märkischen Dialekt.

Moritz' Beschäftigung mit dem Märkischen und den Besonderheiten des Berlinischen ist eingebettet in ein allgemein auflebendes Interesse für die Fragen sprachlicher Normenfixierung und Normenvariation, für das Verhältnis von Hochsprachen und Dialekten, für die Besonderheiten der deutschen Dialekte und in die Erfahrung, daß obersächsisch-meißnische Aussprachenormen des Hochdeutschen ihre vorherrschende Geltung langsam zugunsten einer etwas nördlicher geprägten Aussprache einbüßten. Mit der Frage: »Hatten nicht schon die Griechen ihre verschiedenen Dialekte, und wer, unter ihnen, durfte es wohl wagen, die Mundart einer ganzen Provinz für fehlerhaft zu erklären?«³¹ versucht Moritz den deutschen Streit um die regionale Basis der Hochsprache in einen klassischen Rahmen einzubinden. Aber die Frage nach der Existenz von gleichberechtigten Dialekten bleibt

³⁰ Karl Philipp Moritz: Von der deutschen Rechtschreibung. Berlin 1784, z. B. S. 11, 14, 23f., 29f. (im folgenden: »Rechtschreibung«).

³¹ Märk. Dialekt, S. 4.

für die deutschen Verhältnisse rhetorisch, weil es sich hier kaum um Dialekte mit eigener literarischer Schreibtradition handelte. Für die deutsche Büchersprache galt vielmehr die Erwartung, daß sie »doch endlich einmal fixiert würde und nicht ieder neue Schriftsteller, nach Willkühr, Umänderungen in derselben machen dürfte«. ³² Als Beispiele für das trotz dieser Sachlage starke zeitgenössische Interesse vor allem am Niederdeutschen, Moritzens eigentlicher Muttersprache, seien das »Idioticon Hamburgense sive Glossarium Vocum Saxoniarum« (Hamburg 1743) von Michael Richey, der »Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs. Herausgegeben von der bremischen Deutschen Gesellschaft« (Bremen 1767–71, 5Bde.) und Johann Carl Dähnerts »Platt-deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart« (Stralsund 1781) genannt. ³³ Daß Moritz selbst seine eigenen Bemühungen in diese Strömung eingebettet sah, folgt aus der Formulierung seines »frommen Wunsches«, »daß sich ... in jeder Provinz Deutschlands, einige Gelehrte finden möchten, welche es ihrer Mühe nicht für unwürdig hielten, über die Idiotismen der deutschen Sprache, in den verschiednen Provinzen, und den Hauptstädten derselben, Bemerkungen zu sammeln«. Er bedauert »daß wir nicht auch schon ein berlinisches oder märkisches Idiotikon haben« ³⁴ und hofft, »mit der Zeit, ein vollständiges märkisches Idiotikon liefern zu können«. ³⁵

Im 18. Jahrhundert werden auch von anderen Autoren trotz der Höherbewertung der »Büchersprache« nicht mehr nur die Störungen gesehen, die mundartnahe Sprechweisen für die Hochsprache bedeuten. Die Einsicht festigt sich, daß Dialekte eigenständige Sprachindividualitäten seien, daß sie ein von der Hochsprache unabhängiges Existenzrecht haben und daß sie zum Ausbau der Hochsprache beitragen können. In der »Deutschen Rechtschreibung« von 1784 sagt Moritz:

Könnten wir uns eine Büchersprache aus allen Dialekten Deutschlands bilden, wo die kraftvollsten, edelsten, und bedeutendsten Wörter noch verborgen liegen, so wäre vielleicht kein Buchstabe, kein einzelner Laut in unsrer Sprache unzweckmäßig und gedankenleer, und man würde mit wenigen Worten einen Strom von Gedanken erschöpfen können, da man jetzt den Gedanken oft erst in einem Strom von Worten ersäufen muß, ehe er einigermaßen anschaulich werden kann. ³⁶

³² Ebd., S. 9.

³³ Für dieses Interesse spricht auch die frühe Zusammenfassung solcher Ansätze durch Friedrich Carl Fulda: Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotiken-Sammlung. Berlin und Stettin 1788. Neudruck Leipzig 1975. Fulda erwähnt in der Vorrede auch die im ganzen weniger umfangreichen mittel- und oberdeutschen Wortschatzarbeiten. Seine »Idiotiken-Sammlung« ist eine überregionale Zusammenstellung von Mundartwörtern.

³⁴ Beide Zitate: Märk. Dialekt, S. 11.

³⁵ Ders.: Anweisung, die gewöhnlichsten Fehler, im Reden, zu verbessern, nebst einigen Gesprächen. Als das zweite Stück zu der Abhandlung über den märkischen Dialekt. Berlin 1781, S. 5 (im folgenden: »Anweisung«).

³⁶ Rechtschreibung, S. 6.

Trotz solcher allgemeinen Einsichten blieb ihm das Verhältnis von Berlinisch und Hochdeutsch in der Hauptstadt Preußens problematisch. Den im Hochdeutschen geübten Niedersachsen interessierte vor allem die Grenzsituation des Märkischen und des Berlinischen zwischen dem niederdeutschen und dem mitteldeutschen Einflußbereich:

Da ich ein gebohrner Niedersachse bin, und mich auch einige Zeit in Obersachsen, und besonders im Thüringischen aufgehalten habe, so ist mir die Verwandschaft des märkischen Dialekts mit dem ober- und niedersächsischen ziemlich einleuchtend, und er scheint mir eine sonderbare Mischung von beiden zu seyn, welches ihn eben so schwankend und unbestimmt macht.³⁷

Anders als Adelung, der zur selben Zeit die Sprache der gebildeten Stände in Obersachsen mit dem Hochdeutschen gleichsetzt, betont Moritz die Schwierigkeit, korrektes Hochdeutsch auf einer dem Hochdeutschen relativ nahen dialektalen Grundlage zu sprechen:

Jemehr der Dialekt, oder die gemeine Volkssprache, in einer Provinz, von der verfeinerten oder Büchersprache, verschieden ist, desto besser ist es für die letztere, desto reiner und richtiger wird dieselbe gesprochen, weil dasienige, was sich, aus dem Dialekt, in dieselbe einmischen könnte, viel zu auffällig seyn würde, als daß man es nicht sogleich, als fehlerhaft, aus derselben wieder verwerfen sollte.³⁸

Dies ist ein wichtiges Argument im zeitgenössischen Streit um die vorbildliche Realisierung des Hochdeutschen zwischen Obersachsen (bzw. Leipzig und Dresden), der Mark Brandenburg (bzw. Berlin) und Niedersachsen (bzw. Hannover), aber es gilt nur im Hinblick auf die ostmitteldeutsch/norddeutschen Sprachverhältnisse, deren Lautbildungsgewohnheiten sich bereits weitgehend als normbildend für die Hochsprache durchgesetzt hatten, nicht für das Oberdeutsche. Für den geborenen Niedersachsen K. Ph. Moritz besteht denn auch kein Zweifel, wo das neuhochdeutsche Normzentrum liegt: Man spricht

in Hannover und Braunschweig, das Hochdeutsche weit reiner und besser, als in Berlin oder Leipzig. . . . In Niedersachsen betrachtet man das Hochdeutsche und Platdeutsche als zweierlei Sprachen. . . . wenn man hochdeutsch spricht; dann erlaubt man sich keinen platdeutschen Ausdruck anders, als im Scherz, und redet die einmal angenommene Büchersprache grammatisch richtig.³⁹

Zwei Beispiele für das hannoverische Hochlautungsideal Moritzens seien zitiert:

- (1) das *ch* und *g* in *Dach* und *Tag* klingt völlig einerlei.⁴⁰
- (2) Besonders ist das (anlautende, H.S.) *g* ein schwebender Laut, welcher sich bei den Obersachsen zum *k*, bei den Märkern zum *j*, und bei den Niedersachsen insbesondere um Göttingen, zum *ch* geneigt. In und um Hannover aber, hört man diesen

³⁷ Märk. Dialekt, S. 14.

³⁸ Ebd., S. 15.

³⁹ Ebd., S. 16.

⁴⁰ Rechtschreibung, S. 21.

sanften, gemilderten Gaumen- und Gurgellaut am allerreinsten, und man sagt weder *Kott, Jod, Chott*, sondern *Gott*. Das *g*, besonders wenn es in einen weichen Konsonant übergeht, als in *Glocke, Gnade*, bringt einen ausserordentlichen Wohlklang in unsre Sprache, so daß wir dasselbe auf alle Weise nach seiner ächten Aussprache müssen beizubehalten suchen.⁴¹

Gegen soviel Schönheit kommen andere Regionen nicht an. Aber obwohl nun die Märker und Berliner ihre ›ooch‹, ›loofen‹, ›kleen‹ und ›Beene‹ in die Hochsprache einmischen,

kann man aber doch behaupten, daß das wahre Hochdeutsch, in der Mark, noch weit besser, als in Obersachsen gesprochen wird, oder wenigstens gesprochen werden kann. Denn ein ieder gebohrner Märker, der seine Sprache gebildet hat, pflegt das Hochdeutsche beinahe eben so rein, wie der Niedersachse, zu sprechen, wenn er nur auf seine Worte Acht geben, und mit völligem Bedacht reden will.⁴²

Zum Achtgeben und Mit-Bedacht-reden gehört nach Moritzens Überzeugung übrigens auch die *s*-Aussprache des anlautenden *s* vor *t* und *p*, also *S-tein* und *S-prache*, die er in Berlin seinen Schülern beizubringen versucht.⁴³

Zu Moritz' wichtigsten Einsichten zählten:

(1) Das Hochdeutsche ist keine *einheitlich* praktizierte Hochsprache, sondern eine Schrift- bzw. ›Bücher‹-Sprache mit regional geprägten Unterschieden in der mündlichen Realisierung. Hochdeutsch will *gelernt* werden, und die Dialekte bieten dafür unterschiedlich günstige Voraussetzungen. Deshalb zeigen – nach Moritz – das Hochdeutsche in Niedersachsen, in Obersachsen und in der Mark bzw. das Hochdeutsche in Hannover, in Leipzig oder in Berlin unterscheidbare Realisierungsformen, die miteinander um die größere Korrektheit wetteifern.⁴⁴ Wegen seiner relativen Nähe zum Hochdeutschen »ist der obersächsische Dialekt«, meint Moritz, »für die grammatischrichtige Aussprache der gefährlichste, der märkische kann ihr schon weniger schaden, sobald wir nur wollen, und der niedersächsische hat es noch nie gewagt, sich in dieselbe einzumischen«. ⁴⁵ Oberdeutsche Varianten werden nicht erwähnt. Aber selbst im Wettbewerb der nord- und ostmitteldeutschen Hochdeutschsprecher läßt Moritz in Streitfragen wie der *s*-Aussprache schließlich doch Toleranz walten: Es sei »niemandem zuzumuthen, seinen Sprachwerkzeugen Gewalt anzuthun, wegen eines einzigen Lautes, worauf weder Glück noch Wohlfahrt beruhet«. ⁴⁶

(2) In der sozialen Schichtung der Ausdrucksformen setzt Moritz an die Stelle der Unterscheidung Dialekt – Hochsprache als erster ein Dreiermodell. Während Adelung fast gleichzeitig mit einer feingefächerten Stil-schichtengliederung operiert, in der die ›Sprache des Umgangs‹ als eine

⁴¹ Ebd., S. 23.

⁴² Märk. Dialekt, S. 17f.

⁴³ Ebd., S. 24.

⁴⁴ Ebd., S. 16f.

⁴⁵ Ebd., S. 19.

⁴⁶ Rechtschreibung, S. 29.

Variante neben vielen anderen fungiert, führt Moritz den Terminus ›Umgangssprache‹ ein, um eine Sprachschicht zu kennzeichnen, die zwischen Dialekt und Hochdeutsch liegt. Er tadelt, daß in der Mark und in Berlin »selbst der verfeinerte Theil der Nation noch so häufig, in seiner Umgangssprache«⁴⁷ plattdeutsche Wörter und Konstruktionen gebrauche: »*Et deit mi lehd*, sagt der Plattdeutsche; hier (in Berlin, H.S.) will man hochdeutsch reden, und sagt: *es duht mich lehd*«. ⁴⁸ Moritz achtet auf den unterschiedlichen Prestigewert umgangssprachlicher Formen in einem Sozialstufenmodell und unterscheidet deshalb die Tendenz zum Hochdeutschsprechen beim ›Volk‹ von der Tendenz zur Einmischung plattdeutscher Elemente bei den Gebildeten:

Wie sich das gemeine Volk verschiedner halb hochdeutscher Wörter bedienet, so gebraucht der verfeinerte Theil wiederum manche halbplatdeutsche Wörter in seiner Umgangssprache, als z. B. *ohch*, *lohffen*, u. s. w., welche aus dem platdeutschen *ohk* und *lophen*, in die hiesige Mundart übergeformt ist. ⁴⁹

In der »Anweisung, die gewöhnlichsten Fehler, im Reden, zu verbessern« stellt Moritz Texte zusammen »woraus man theils auf den märkischen Dialekt überhaupt, theils auf die gewöhnliche Umgangssprache, und die Fehler derselben, schließen kann«. ⁵⁰ Moritz ist der erste, der in dieser Konsequenz plattdeutsche Formen (Beispiel: *Et deit mi lehd*), märkisch-berlinische Umgangssprache (*es duht mich lehd*) und Hochdeutsch (*es tut mir leid*) gegeneinander stellt und den Kompromißcharakter der umgangssprachlichen Formen hervorhebt.

(3) In diesem Dreischichtenmodell sucht Moritz auch dem Dialekt gerecht zu werden, obwohl es zunächst noch heißt: »Indem ich Ihnen aber ietzt über den märkischen Dialekt schreiben will, weiß ich wirklich noch nicht, was ich eigentlich den märkischen Dialekt nennen soll, so schwankend und unbestimmt ist derselbe«. ⁵¹ Außerhalb der Konkurrenz zum Hochdeutschen, als dörfliche Volkssprache, läßt Moritz dem Dialekt sein Existenzrecht:

In dieser Rücksicht könnte man also wohl sagen, daß nicht nur in der Mark, sondern in ieder Provinz von Deutschland, der große Haufe, oder das gemeine Volk, richtiger spricht, als diejenigen, welche sich, durch Verfeinerung ihrer Sprache, vom großen Haufen unterscheiden wollen. . . . Denn das gemeine Volk scheint einmal darinn übereingekommen zu seyn, daß es so reden will, wie es redet, darum hält es auch keinen seiner Ausdrücke für fehlerhaft. . . . Als Sprache des großen Haufens betrachtet, ist . . . der Dialekt niemals fehlerhaft, sobald er sich aber, unbefugter Weise, in die verfeinerte Sprache einschleicht, ist er allemal, als fehlerhaft, zu verwerfen. ⁵²

⁴⁷ Märk. Dialekt, S. 17.

⁴⁸ A. a. O.

⁴⁹ A. a. O.

⁵⁰ Anweisung, S. 7.

⁵¹ Märk. Dialekt, S. 5.

⁵² Ebd., S. 8.

Der Dialekt wird als Volkssprache anerkannt, als Störung des Hochdeutschen aber abgelehnt. Die verfeinerte hochdeutsche Büchersprache soll auch die Aussprache bestimmen, »damit man einem Ausländer endlich einmal sagen könnte: so und nicht anders wird das Deutsche von einem ieden wohlgezogenen Menschen gesprochen«. ⁵³ Ein frühes Beispiel für die argumentative Einführung des heute in germanistischen Konzeptionen geradezu modischen deutschlernenden Ausländers.

4. Texte

Die Berliner entsprachen der Idealvorstellung von Moritz noch keineswegs. Er hat ihre sprachlichen Eigenheiten in Listen erfaßt und in Texten vorgeführt. So wie Moritz in seinen grammatischen Analysen fehlerhaften Sprachgebrauch mit Hilfe ungrammatischer Sätze demonstriert, macht er die Sprachfehler der Berliner an Beispieltexten fest. Es sind vor allem die bekannten *e* und *o* für germanisch *ai* und *au* in *kleen*, *Beene*, *mehnen*, und *ohch*, *Boom*, *Rohch*, *kohfen*, die Dativ/Akkusativ-Verwirrung wegen des Aufeinandertreffens des niederdeutschen Einheitskasus und der hochdeutschen Differenzierung, zusätzlich einige weniger auffällige Besonderheiten. In der »Anweisung die gewöhnlichsten Fehler, im Reden, zu verbessern« gibt er als Demonstrationsmaterial »Ein Frühlingsgespräch zwischen einem Herrn und einer Dame« und ein »Gespräch zwischen zwei jungen Damen, die viel Lektüre besitzen«. ⁵⁴ Hier sei der weniger bekannte »fehlerhafte Brief« aus dem Text »Vom Unterschiede des Akkusativ's und Dativ's« zitiert:

Liebster Bruder,

Ich weiß gar nicht, was ich von Dich denken soll! Du hast mich so lange nicht geschrieben, und ich habe auch sonst nichts von Dich gehört. Du hast mir schon so lange einmal besuchen wollen, ich habe Dir aber immer vergeblich erwartet. Auf der Art weiß ich kaum, daß ich, in die Nähe, einen Bruder habe. Mache Dir also nur bald einmal auf dem Wege, und reise zu mich herüber; dann will ich mit Dich an allen merkwürdigen Oertern der Stadt hingehen, und Dich zugleich mit verschiedene von meine Freunde bekannt machen: auch werde ich mit Dich nach das königliche Schloß gehn, und Dich die Merkwürdigkeiten desselben zeigen. Du darfst ia Deinen Weg nur durch dem Dorfe nehmen, in welches der Prediger wohnt, der ein so guter Freund von Dich ist. Warum willst Du denn Deine ganze Zeit auf das Land zubringen, und mir nicht einmal, auf einigen Wochen, in die Stadt besuchen, wo es Dich gewiß weit besser gefallen würde. Ich weiß, daß Du sehr viel auf der Feinheit und Richtigkeit der Sprache hältst, darum habe ich mir auch bemühet, mich diese Feinheit und Richtigkeit, ins Sprechen, immer mehr zu eigen zu machen: ich richte mir deswegen nach die Leute,

⁵³ Ebd., S. 7. Zum »Ausländer« als pädagogischer Instanz vgl. ebd. auch S. 5f.

⁵⁴ »Anweisung, S. 27–35. Vgl. Hartmut Schmidt: Die sprachliche Entwicklung Berlins vom 13. bis zum frühen 19. Jahrhundert. In: Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Hrsg. von Joachim Schildt und Hartmut Schmidt. Berlin 1992, S. 166f.

welche ich hier in die Stadt reden höre, und glaube, daß ich es, auf der Art, weit in die Sprache bringen werde, der ich zeitlebens verharre,

Dein

getreuer Bruder
N.N.⁵⁵

Die ebenso fiktive Antwort von Moritz auf diesen Brief, in korrektem Hochdeutsch verfaßt, läßt die Berliner auch nicht gut aussehen:

Liebster Bruder,

Wenn die Leute, in der Stadt, nach welchen Du Dich gebildet hast, nicht besser reden, als ich es aus Deinem Briefe schließen muß, so wollte ich Dir wohl rathen, Dir nicht soviel, auf die Feinheit und Richtigkeit der Sprache, welche Du von ihnen erlernt hast, einzubilden, sondern Dich, nur an diejenigen Regeln wieder zu erinnern, welche ich Dir so oft gegeben habe.

Daß ich sehr viel auf die Feinheit und Richtigkeit in der Sprache halte, ist wahr; daß Du Dich aber wirklich bemühet haben solltest, Dir dieselbe zu eigen zu machen, davon beweist jede Zeile, in Deinem Briefe, das Gegentheil; und wenn Du Dich ferner blos nach allen den Leuten richten willst, die Du in der Stadt reden hörst, so bin ich gewiß überzeugt, daß du es, auf die Art, niemals weit in der Sprache bringen werdest, der ich bin

Dein

getreuer Bruder
N.N.⁵⁶

5. Frühe Berliner Organisationsversuche

Moritz regte in seinen Briefen über den märkischen Dialekt schon 1781 an, eine Gesellschaft zu begründen, die sich mit Sprachpflegeproblemen des Deutschen befassen sollte, »eine solche Gesellschaft von Gelehrten [. . .], welche hinlänglich unterstützt würden, um eine eigne Akademie der deutschen Sprache auszumachen, und, durch Preisaufgaben und Belohnungen, den Enthusiasmus für die Ausbildung unsrer Sprache immer mehr verbreiten zu können.«⁵⁷ Diese Anregung ist im Rahmen der Berliner Akademie 1791 durch den Akademiekurator Ewald von Hertzberg verwirklicht worden.⁵⁸ Interessierte Akademiemitglieder vereinigten sich in der sogenannten »Deutschen Deputation« und verständigten sich in den neunziger Jahren über Sprachfragen. Die aktivsten Teilnehmer waren Berliner Pädagogen, darunter Karl Philipp Moritz. Im Jahr 1815 nahm der gleiche Berliner Interessentenkreis in gewandelter Zusammensetzung das Thema in der »Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache« wieder auf und sicherte

⁵⁵ Vom Unterschiede, S. 44f.

⁵⁶ Ebd., S. 48–50.

⁵⁷ Märk. Dialekt, S. 11

⁵⁸ Hartmut Schmidt: Überregionaler Sprachausgleich und städtische Umgangssprache aus Berliner Sicht. Frühe Forschungsansätze im Umkreis der Akademie der Wissenschaften. In: ZPSK 40 (1987) H. 6, S. 743–757.

ihm seinen Platz im Berliner Geistesleben und im Berliner Veranstaltungskalender bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts.⁵⁹ Diese frühen Berliner Gesprächsrunden über Probleme der deutschen Sprache waren aufklärerisch, aber nicht nationalistisch, und nicht fremdenfeindlich. Dies liberale Klima des Nachdenkens über Sprache wurde zu lange nicht sehr ernst genommen, später gelegentlich auch diffamiert und im späten 19. Jahrhundert durch einen erneuerten Nationalismus gefährdet. Moritz' Verdienste werden durch solche Folgerungen nicht gemindert. »Warum ist man nicht begierig, eine Vorlesung über die deutsche Sprache zu hören?« hatte Moritz im Jahr 1781 gefragt.⁶⁰ Es dauerte nur eine Generation, und man war begierig.

⁵⁹ Ders.: Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache an der Schwelle der germanistischen Sprachwissenschaft. In: Zeitschrift für Germanistik 4 (1983), S. 278–289.

⁶⁰ Märk. Dialekt, S. 12.